

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **16 (1936)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen. — Comptes-rendus.

*Festschrift Hans Nabholz.* Verlag A.G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 1934.  
XIV und 341 S., 3 Tafeln.

Die Festgabe, die Hans Nabholz zum 60. Geburtstag von Freunden und Schülern überreicht wurde, enthält einige bemerkenswerte Beiträge zur Schweizergeschichte. Ernst Meyer (Zürich) berichtet über die geographischen Kenntnisse, die sich die griechischen Geographen vom europäischen Festland und insbesondere von unserem Lande erworben hatten. Das Resultat der Untersuchung besteht in der überraschenden Feststellung, daß die Griechen nur ganz unbestimmte und fehlerhafte Vorstellungen vom entfernteren Hinterlande der europäischen Mittelmeerküsten hatten und nicht einmal von der Existenz der Alpen wußten. Erst die Eroberungen Cäsars und Augustus' haben unser Land in den Gesichtskreis der antiken Geographen gebracht.

Hektor Ammann behandelt die Städtegründungen der Froburger. Er schildert die Machtstellung dieses hochadeligen Geschlechts im Buchs- und Sißgau während des 12. und 13. Jahrhunderts, die Sicherung ihres Besitzes zuerst durch ein ausgedehntes Burgennetz und schließlich durch die Gründung von 8 Städten: Liestal und Waldenburg im Sißgau, Olten, Fridau, Wiedlisbach und Falkenstein im Buchsgau, Aarburg und Zofingen im Aargau. Ammann analysiert die Art der Entstehung dieser 8 Neugründungen und kommt zur Feststellung, daß es sich ausnahmslos um planmäßige Gründungen handelt; in drei Fällen (Olten, Zofingen und Liestal) wurden alte Siedelungen erweitert; die übrigen sind völlig neu geschaffen worden. Alle acht Gründungen erscheinen in militärischer Hinsicht sofort als Städte, bei den meisten trifft dies auch in wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung zu. Die neugegründeten Städte lösten als Sicherheitsplätze die Burgen ab und waren in viel höherem Grade als diese geeignet, die durch das froburgische Gebiet führenden, wichtigen Verkehrswege zu beherrschen; sie konnten aber auch finanziell zum eigentlichen Rückgrat des froburgischen Machtbereiches werden. Ammann betrachtet hier die Stadtgeschichte durchaus vom Standpunkt des Stadtgründers aus; die Stadt ist Objekt der hochadeligen Politik. In ähnlicher Weise ist P. Schweizer schon 1898 an die Städtegründungen der Habsburger herantreten (P. Schweizer, *Habsburgische Stadtrechte und Städtepolitik.* Festgaben zu Ehren Max Büdingers. Innsbruck 1898. S. 225—252). Man war sich so sehr daran gewöhnt, Stadtgeschichte ganz von der Stadt, als dem Herd der Selbstverwaltung, der Freiheit aus zu betrachten, daß P. Schweizer die Habsburger Städtepolitik gegen den Vorwurf «kurzsichtiger Engherzigkeit» verteidigen zu müssen glaubte. Und doch hat ge-

wiß die Städtepolitik aller hochadeliger Stadtgründer den gemeinsamen Kern Kern gehabt, die neugegründeten Städte als Mittel für ihre politischen Ziele zu benützen. Was die Habsburger anbetrifft, so bestand ihre Städtepolitik nach P. Schweizer vor allem in der finanziellen und militärischen Ausnützung ihrer Städte. Zu ganz ähnlichen Feststellungen führt uns die Ammannsche Untersuchung der Froburger Städtepolitik. Wenn P. Schweizer von rechtlichen Voraussetzungen ausging, so stellt Ammann die politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund. Diese Betrachtungsweise war besonders günstig für die klare Herausarbeitung des planmäßigen froburgischen Gründerwillens. Allen acht Gründungen war eine militärpolitische Rolle zugeordnet; die wirtschaftliche und rechtliche Ausstattung der Stadt war für den Gründer etwas durchaus Sekundäres. Die Behandlung einer geschlossenen Gruppe von Gründerstädten ermöglichte den klaren Einblick in die Politik der Gründer; diese Gesamtschau macht die Arbeit Ammanns zu einem der aufschlußreichsten Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Schweizerstadt.

Leonhard von Muralt (Zürich) setzt sich mit der Frage auseinander, ob die Reformation in Frankreich eine ursprünglich französische Bewegung gewesen sei oder ob das Eindringen von Luthers Schriften den Anstoß dazu gegeben habe. Nach einer sorgfältigen Analyse des geistigen Wesens des bedeutendsten Vorläufers der französischen Reformation, Lefèvres, zeigt Muralt, daß die entscheidende Wendung von Luthers Schriften ausging.

V. van Berchem (Genf) macht in einem Aufsatz — *Une prédication dans un jardin (15 avril 1533)* — auf eine interessante Episode der reformatorischen Propaganda in Genf aufmerksam. Charles Gilliard (Lausanne) schildert auf Grund archivalischer Quellen die Brandschatzung der Waadt durch die bernischen Eroberer.

Anton Largiadèr (Zürich) bietet einen interessanten Beitrag zur Archivgeschichte. Nach dem Badener Frieden von 1718 hatte sich Zürich geweigert, die während des Toggenburger Krieges der Abtei St. Gallen entfremdeten Archivalien vollzählig zurückzuerstatten. Nach jahrzehntelangen Bemühungen St. Gallens stimmte Zürich 1931 der Rückgabe der Archivalien zu. Nach zwei Jahrhunderten war es möglich geworden, diese Angelegenheit leidenschaftslos, nur vom Standpunkt wissenschaftlicher Zweckmäßigkeit aus zu behandeln!

Eine Anzahl kleinerer Beiträge sind eher von lokalgeschichtlichem Interesse. Unter den allgemeineschichtlichen Aufsätzen verdienen vor allem Erwähnung eine Untersuchung von Hans Hirsch (Wien) über die Urkundenfälschungen des Klosters Ebersheim (Elsaß) und die Arbeit Paul Kehrs (Berlin) über die Belehnung der süditalienischen Normannenfürsten durch die Päpste.

Die reichhaltige Festschrift wird eingeleitet durch ein Begrüßungswort von Halvdan Koht (Oslo), dem ehemaligen Präsidenten des internationalen Komitees der Geschichtswissenschaften; dessen Worte sind ein beredtes

Zeugnis für die Verbundenheit des Jubilaren mit den außerschweizerischen Berufskollegen.

Schaffhausen.

Karl Schib.

PAWLIKOWSKI-CHOLEWA, ALFRED VON, *Heer und Völkerschicksal*. Betrachtung der Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten. München, R. Oldenbourg 1936. 480 S.

LINNEBACH, KARL, *Deutsche Heeresgeschichte*. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1935. 405 S.

Kriegs- und Militärgeschichte stand in den letzten Jahren nicht hoch im Kurs; heute kommt im Zusammenhang mit der zeitgeschichtlichen Umstellung auch hier eine Gegenströmung. Zeuge dafür sind auch die beiden hier anzuzeigenden Werke, die beide dem Wehrgedanken dienen möchten, also nicht ausgesprochen wissenschaftlich vorgehen wollen.

Das Buch von Pawlikowski umfaßt die gesamte Weltgeschichte in bunter Überschau und erhebt den Anspruch, sie in der Beleuchtung des Soldaten zu zeigen. Es ist nicht zu leugnen, daß es manche interessante und hie und da neue Streiflichter auf den Gang der Weltgeschichte wirft. Dafür aber scheint uns die Fundierung des Ganzen nicht über allen Zweifel erhaben zu sein. Schon die Literaturübersicht zeigt jedem Historiker auf den ersten Blick auffallende Lücken; grundlegende Werke fehlen bei jedem einzelnen Zeitabschnitt, wofür vieles Belangloses mit unterlaufen ist. So gewinnt man keinen guten Eindruck vom Urteil des Verfassers und eine Prüfung des Textes kann diesen Eindruck nur erhärten. Wir haben es hier mit einer wohlgemeinten Übersicht zu tun, die selbständigen Wert nicht beanspruchen kann, wissenschaftlich überhaupt nicht in Betracht kommt. Der Schweizer kann sich davon rasch ein Bild machen, wenn er die paar Abschnitte über die Schweiz durchsieht!

Erheblich ernsthafter ist die von Linnebach herausgegebene, von einer Reihe bekannter deutscher Fachleute geschriebene deutsche Heeresgeschichte. Sie verzichtet auf jedes wissenschaftliche Beiwerk, will aber die Rolle des Heerwesens in der deutschen Geschichte allseitig darstellen. Das ist in knapper, zuverlässiger Art geschehen. Jeder einzelne Beitrag kann Anspruch auf Beachtung erheben, wenn auch nicht alle dem angestrebten Ziele gleichmäßig gerecht werden. So ist ein durchaus lesbares Buch entstanden, das jedermann dienen wird, der sich rasch einen Überblick über die Gesamtgestaltung des deutschen Heerwesens verschaffen will.

Aarau.

Hektor Ammann.

WERNER, JOACHIM, *Münzdatierte Austrasische Grabfunde*. (Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit III.) Berlin 1935, de Gruyter. 159 S., 43 Tafeln.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die in den letzten Jahrzehnten so mächtig vorwärts geschrittene Wissenschaft des Spätens in der Schweiz



schon in eine enge Fühlung mit der Geschichtswissenschaft im allgemeinen getreten sei; mit Ausnahme etwa ihres römischen Abschnittes. Vor allem gilt das für den dunkelsten und doch zugleich grundlegenden Zeitraum unserer Geschichte von der Völkerwanderung bis zum Ausgange der Karolinger. Man kann sich hier des Eindrucks nicht erwehren, daß einmal die Urgeschichtsforschung für diese Jahrhunderte erst vor der breiten Forschungsarbeit steht, an die eigentlich historische Auswertung ihrer Ergebnisse aber noch kaum gedacht hat.

Einen wichtigen Einbruch in diese Lücke scheint mir das vorliegende Buch zu bedeuten. Durchaus historisch gedacht, sucht es für das 6. und 7. Jahrhundert, also die Merowingerzeit, aus dem reichen bisher geborgenen Fundmaterial an Hand der am leichtesten datierbaren Teile, der Münzen, gewisse Leitlinien zu gewinnen. Es ist ein erster Versuch, der aber sehr besonnen und zuverlässig gearbeitet zu sein scheint. Die klare Gliederung, der sorgfältige Aufbau vom Sicherem weg zum bloß Wahrscheinlichen oder Möglichen, die genaue Bearbeitung des weitschichtigen Materials und der Verzicht auf weitgehende Folgerungen, für die doch die Zeit noch nicht gekommen erscheint, flößen Zutrauen ein.

Die Ergebnisse, die für das ganze deutsche Gebiet, vor allem aber seinen Westen und Südwesten bedeutsam sind, kommen natürlich in erster Linie der Urgeschichte selber zugut. Für die allgemeine Geschichte scheint mir wesentlich, daß eine deutliche wirtschaftliche und kulturelle Abgrenzung Austrasiens vom westlichen Merowingerreich festgestellt wird. Ferner lassen sich wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen vor allem mit Italien und nicht mit dem westlichen Frankenreich nachweisen. Mit diesen Tatsachen wird sich der Wirtschafts- und Kulturhistoriker noch eingehend auseinander zu setzen haben. Dabei wird ihm das vorliegende Werk ein guter Führer sein.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

CLAUSS JOSEPH M. B., *Die Heiligen des Elsaß in ihrem Leben, ihrer Verehrung und ihrer Darstellung in der Kunst*. Mit 79 Abbildungen auf 40 Tafeln. Düsseldorf, Druck und Verlag von L. Schwann. 8°. 281 S. — Herausgegeben in: *Forschungen zur Volkskunde*, herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Georg Schreiber, Heft 18/19.

Clauss ist nicht der erste, der sich mit den Heiligen des Elsaß befaßt. Vor ihm haben Hunckler (1837) und Winterer (1897) sich an diese Arbeit gemacht. Sie hatten es dabei aber weniger auf eine wissenschaftliche Erfassung des Stoffes abgesehen, als vielmehr auf die Belehrung und Erbauung des Volkes. Demgegenüber will Clauss, dem naturgemäß eine viel reichere Literatur als seinen Vorgängern zu Gebote steht, mehr « eine « Registrierung » des Bestandes für alle, die über die Heiligen des Elsasses schnelle und erschöpfende Auskunft suchen », geben. Clauss bezieht darum in seine durchaus wissenschaftlich gehaltene Arbeit zunächst jene Heilige ein, die entweder im Elsaß geboren oder doch den größern Teil ihres

Lebens und ihrer Wirksamkeit daselbst verbracht haben; es sind insgesamt 108 Gestalten, die da an uns vorüberziehen, die vom 2. bis 19. Jahrhundert lebten. Eine zweite Gruppe umfaßt solche Heilige, die nur vorübergehend im Elsaß wirkten oder sich dort besonderer Verehrung erfreuten, während in einer dritten Zusammenstellung die sogen. Katakombenheiligen (12) zusammengefaßt sind, deren Reliquien im 18. oder 19. Jahrhundert ins Elsaß kamen. Der Verfasser gibt uns nicht bloß Aufschluß über das, was wir aus dem Leben der Einzelnen wissen (wobei er sich bemüht, Geschichte und Legende sorgsam zu scheiden), sondern er befaßt sich ebenso eingehend auch mit der Verehrung, die die einzelnen Heiligen gefunden, womit er natürlich weit über die engen Grenzen seiner Heimat hinausgreift. Das gleiche gilt auch von der Ikonographie der Heiligen, der nach allen Richtungen hin nachgegangen wird. Dabei zeigt es sich allerdings auffällig, wie gerade auch im Elsaß Kriege, Bilderstürmerei und Revolution verheerend gewirkt haben. Wer sich eingehendern Studien über einzelne Heilige widmen will, der findet in dem reichhaltigen Quellen- und Literaturverzeichnis das nötige Rüstzeug dafür.

Uns Schweizer werden vor allem die vielen Berührungspunkte, die das Elsaß in dieser Richtung mit unserer Heimat hat, interessieren. Denn viele der hier behandelten Heiligen haben so oder anders auch mit dem kirchlichen Leben der Schweiz zu tun gehabt, sei es durch ihre Tätigkeit, ihre Reliquien, ihre Verehrung überhaupt. Das gilt vorab von jenen Heiligen, die mit der Gründung unserer Klöster in Beziehung stehen, S. Himerus (Saint Imier), Germanus und Randoald (Moutier Grandval), Sigismund (St. Maurice), Adelheid, Benno und Eberhard (Einsiedeln), Viktor (Mönch von St. Gallen), Beatus (Verwechslung mit dem gleichnamigen Abt von Honau) u. a. Besondere Verehrung fanden in der Schweiz die hl. Einbett (in Adelwil, Kt. Luzern), die hl. Odilia (Grimmenstein u. a.), Theobald (Galgenen) u. a. In noch engerer Beziehung stehen zur Schweiz manche Heilige, die nur vorübergehend im Elsaß wirkten, wie Columban, Pirmin (Murbach-Luzern und Pfäfers), Leodegar (Luzern), Pantalus (Basel und Mariastein), Ragnachar (Bischof von Basel-Augst), Petrus Canisius (Freiburg), Fidelis von Sigmaringen (Altdorf und Graubünden). Stückelberg in seinen Arbeiten über die Schweizerheiligen und die Reliquien der Schweiz hat hier dem Verfasser äußerst wertvolle Vorarbeiten geliefert. Daß dem Verfasser die Schweizer Geographie nicht in allem geläufig, ist zu entschuldigen. Den Irrtum, daß Kerns im Kanton Schwyz zu suchen sei, hat er übrigens selber korrigiert, während er das dem Elsaß viel näher gelegene Arlesheim in den Kanton Solothurn verweist. Ebenso ist nicht zu verwundern, daß er nicht alle auswärtigen Kulte, Reliquien u. a. m. zu erfassen vermochte; besonders auch in ikonographischer Hinsicht fehlt es da, gerade auch in der Schweiz, an den nötigen Vorarbeiten. Auffallen muß, wenn der Verfasser gelegentlich irrige Darstellungen von Heiligen kritisiert (so S. 98, daß S. Morandus als Abt dargestellt werde, da das

Kloster doch stets nur Priorat gewesen sei), während der Verfasser selber für die hl. Mönche Wilhelm und Acherich, von denen keine Bilder vorhanden sind, vorschlägt, sie als Benediktineräbte darzustellen. Die Benützung des Buches wird sehr erleichtert durch die verschiedenen Verzeichnisse, die beigelegt sind (Alphabetisches Namensregister, Verzeichnis nach den Gedenktagen, nach der Lebenszeit, Verzeichnis der Attribute und der Tracht der Heiligen, sowie ein einläßliches Ortsverzeichnis). Die auf 40 Tafeln beigegebenen 79 Abbildungen erhöhen den Wert des Ganzen, das nach unserm Dafürhalten noch gewonnen hätte, wenn der Verfasser auf die Zweiteilung (Darstellung und Literaturangaben) verzichtet hätte und die Quellen- und Literaturangaben (in kleinerm Druck) gleich der Darstellung der einzelnen Heiligen beigelegt hätte.

Aus der ganzen Arbeit spürt man, daß wirklich « Liebe zur Heimat, Begeisterung für ihre große katholische Vergangenheit » der Beweggrund zur Abfassung der Arbeit war. Gerade dieser Umstand wird neben der wissenschaftlichen Methode dem Autor die gebührende Anerkennung und dem Werk die gewünschte Verbreitung verschaffen.

E i n s i e d e l n.

R u d o l f H e n g g e l e r.

G, BADER-WEISS und K. S. BADER. *Der Pranger, ein Strafwerkzeug und Rechtswahrzeichen des Mittelalters*. Verlag Jos. Waibel, Freiburg i. B. 1935. 232 S.

Karl Siegfried Bader ist der Freiburger Rechtshistoriker, dem wir schon eine Reihe von Arbeiten zu verdanken haben. Zuletzt wurde von ihm in dieser Zeitschrift seine Untersuchung über das badisch-fürstenbergische Kondominat im Prechtal angezeigt. Hier hat er eine von Grete Bader-Weiß, angeregt durch Prof. Claudius von Schwerin in Freiburg i. Br., begonnene Arbeit glücklich vollendet. Das Buch hat wohl alle erreichbaren Quellen, vornehmlich die reichsdeutschen, aber auch die außerdeutschen, darunter die schweizerischen, benutzt, sodaß seine Ergebnisse auch in der schweizerischen Rechts- und Kulturgeschichte Beachtung verdienen. Es behandelt vorerst die Entstehung, Geltung und Verbreitung des Prangers, dann seine äußere Gestalt, seine Rolle im Strafrecht und schließlich außerhalb des Strafrechts. Ein Verzeichnis der erhaltenen Pranger (S. 177—208) führt ungefähr 125 erhaltene Stücke auf; davon sind die meisten in Deutschland und in Österreich, vier in der Tschechoslowakei, je einer in Italien (früher Kärnten), Südslavien, Rumänien (Hermannstadt), Polen (Posen) und in der Schweiz. Der letztere steht heute im Schloßhof der Kyburg bei Winterthur (Bild S. 59); früher stand er in der Nähe der Gerichtslinde zwischen der Schloßkapelle und dem sogenannten Ritterhause.

Aus dem reichen Inhalt des aufschlußreichen Buches hier nur folgendes: Der Pranger (in Süddeutschland und der Schweiz meist « Schreiat » oder « Halseisen » genannt, in Norddeutschland und Skandinavien Kak u. ä., mitunter in Deutschland und Österreich auch Prechel, Staupe, Schandpfahl)



wird urkundlich zuerst in Frankreich erwähnt (pilori, carcan, damit verwandt die échelle). Erst seit dem 13. Jahrhundert ist er für Deutschland und Skandinavien, England (pillory), Italien (berlina), Spanien (picota oder rollo) und Portugal (pelourinho oder picota) nachweisbar. Seiner äußern Gestalt nach ist er einfacher Schandpfahl oder kunstvoll geschmückte Prangersäule oder ausgebauter Schandbühne.

Allen drei Ausgestaltungen, die übrigens nicht scharf voneinander geschieden sind, ist wesentlich, daß der Missetäter an einem bestimmten Ort mit dort befindlichen Hals- oder Handeisen an einem Pfahl oder Stein angebunden wird.

Interessant ist nun namentlich die überzeugend nachgewiesene nahe Beziehung des Prangers mit den « Rolandsäulen »; es stellt sich nämlich heraus, daß auf vielen dieser Säulen « die als Roland angesprochene Figur in Wirklichkeit die des Büttels oder Henkers » ist. Ob es sich um einen Pranger handelt oder um ein reines Rechtswahrzeichen, oder ob beides miteinander verbunden ist, kann nur aus der Geschichte des einzelnen Denkmals beantwortet werden (S. 62). Nach der von Herbert Meyer (Heerfahne und Rolandsbild 1930) gegebenen Erklärung des *Pfahles* (auf den auch das Marktkreuz zurückgeführt wird) als eines alten kultischen Sinnbildes bildet dieser den Ausgangspunkt sowohl der Rolandssäulen, als auch des Prangers und der darin vollstreckten Strafen.

Die Ausstellung am Pranger war in erster Linie Ehrenstrafe. Sie war aber auch oft bloß Nebenstrafe zu den Strafen an Haut und Haar (Staupe, Ohrenabreißen, Zungenabschneiden usw.), die der Verbrecher meistens am Pranger zu ersehen hatte. So konnte der Pranger später unter die Leibesstrafen eingereiht und mit diesen vom Liberalismus bekämpft und abgeschafft werden. Sehr eingehend wird ferner dargestellt, welche Delikte zum Pranger führten. Zweck der Prangerstrafe ist, die äußere Ehre zu zerstören oder herabzusetzen (Abschreckung) und zugleich den Verbrecher öffentlich zu kennzeichnen (Sicherung).

Nachwirkungen der alten Prangerstrafe werden nachgewiesen in gewissen, heute wohl meist abgeschafften Schul- und Soldatenstrafen, in der Kirchenstrafe des Aufsetzens der Mitra, in der Iffel (Inful, Deutschland und Schweiz) und einigen weniger wichtigen Rechtsbräuchen. Neben den von den Verfassern erwähnten (bernische Trülle, Vorstellen vor der Gemeinde usw.) hätten hierzu aus der Schweiz eine Menge weiterer Belege beigebracht werden können. Ich möchte z. B. erinnern an die öffentliche Degradation der im Jetzerhandel vom geistlichen Gericht verurteilten Dominikanermönche auf einer besonders vor dem Richterstuhl aufgeschlagenen hohen « brüge » 1509 (Val. Anshelm III. 161 f.), an die Ehrenklärungen, welche der Verleumder, im Berner Ratssaal beim Ofen stehend, vor Räten und Burgern, anderswo in der Kirche vor versammelter Gemeinde abzugeben hatte. Eine Geschichte aus Faido (Alina Borioli La vecchia Leventina 1926) erzählt, daß ein Bauer, dem seit län-

gerer Zeit die Milch in seinem Speicher abgerahmt worden war, schließlich den Dieb, einen Nachbarn, erwischte; er rief andere Dorfgenossen herbei: « poi, di comune d'accordo, legarono una latta da petrolio sulla schiena del delinquente e lo costrinsero a fare due volte il giro del borgo, lasciandosi battere il tamburo sulla schiena e gridando ad ogni colpo: « L'è par la crama ch'i ho rübò » (Für den Rahm, den ich gestohlen habe). »

Aber da sind wir vom Pranger weg in das umfassendere Gebiet der Ehrenstrafen gelangt.

Bern.

Hermann Rennefahrt.

EMILE RIVOIRE et VICTOR VAN BERCHEM, *Les sources du droit du Canton de Genève*, t. IV, de 1621 à 1700. Aarau, H. R. Sauerländer, 1935. XXVIII—716 p. in 8°.

Le quatrième et dernier volume de cette magnifique publication, volume dû comme le précédent à M. Emile Rivoire, a paru chez Sauerländer (1935) dans la *Collection des Sources du Droit suisse*, recueil publié sous les auspices de la « Société suisse des Juristes ».

Les trois premiers volumes ont été annoncés et examinés dans cette revue même, mais à l'occasion de l'apparition du dernier volume, il n'est pas superflu peut-être de jeter un coup d'oeil sur l'oeuvre maintenant complète.

L'initiative de cet ouvrage revient à Charles Le Fort, professeur de droit à l'Académie, qui mieux que personne pouvait sentir à quel point la publication complète et critique des Sources du droit genevois était nécessaire. Des séries de textes, il est vrai, avaient été publiées, principalement dans le Regeste genevois, dont Le Fort était un des auteurs, et dans les M. D. G. Ces publications n'avaient rien de systématique; faites dans une intention historique avant tout, elles ne constituaient pas un *Corpus Juris*, et d'ailleurs elles laissaient inédits un grand nombre de documents.

Quand Le Fort mourut en 1888, il n'avait pu que réunir les matériaux de son oeuvre, travail très considérable du reste. L'oeuvre fut reprise par la Société suisse des juristes, qui en confia l'achèvement à MM. Rivoire et van Berchem.

MM. Rivoire et van Berchem ont adopté pour leur publication l'ordre chronologique qui leur a paru préférable étant donné la longueur de la période embrassée et la diversité des objets traités parfois dans un seul document. Il est d'ailleurs bien intéressant pour l'historien de constater, par la diversité des domaines où se prennent les mesures législatives, simultanément ou dans un temps plus ou moins court, l'activité politique ou économique d'un état et les préoccupations diverses de son gouvernement.

Le premier volume (des origines à 1460) montre au début la puissance du clergé: des donations enrichissent les monastères, l'évêque fait reconnaître sa prééminence sur les seigneurs du voisinage, qui sont ses hommes-liges. Ceux-ci pourtant passent bientôt au premier plan; au milieu d'eux apparaît la maison de Savoie qui, s'appuyant sur la commune naissante,



évince les autres maisons féodales et acquiert le vidomnat dont elle saura tirer un parti si funeste. La commune dotée de sa charte de franchises en 1387, affirme de plus en plus sa vitalité. C'est l'époque des foires, dont les actes, cries et règlements, montrent l'importance ainsi que l'essor commercial de la cité.

Le volume suivant (1461—1550) contient l'histoire des temps troublés qui commencent à la suppression des foires et à la participation de l'évêque aux guerres de Bourgogne pour aboutir à l'alliance avec les Suisses, à la Réforme et à l'établissement de la république protestante. Il faut citer les mesures prises par le duc pour anéantir les foires (1465), la combourgeoisie viagère de l'évêque et de la ville avec Berne et Fribourg (1477). L'émancipation politique est marquée par la défense faite de recourir à la cour de Vienne (1527), l'exécution des malfaiteurs retirée au châtelain de Gaillard, l'institution du lieutenant et des auditeurs (1529), la frappe d'une monnaie genevoise; l'émancipation religieuse par la révolution de 1536 de vivre selon la loi évangélique. C'est l'organisation alors de la nouvelle Genève par les ordonnances ecclésiastiques, le règlement des conseils, de nombreuses mesures de police, l'enregistrement par exemple des baptêmes, mariages et décès (1547).

Le troisième volume nous fait assister à la consolidation de la Réforme par la création du Collège et de l'Académie; les règlements sur les métiers les plus divers alternent avec de nombreuses mesures de police ou somptuaires. On établit une censure en 1559, quelques années auparavant on avait ordonné le dépôt légal des imprimés. Comme actes internationaux importants il faut citer l'octroi par Henri IV aux Genevois de lettres générales de naturalité (1596), la déclaration par laquelle le roi les déclare compris dans le traité de Vervins (1598), le traité de Saint-Julien (1603) où l'indépendance de Genève est reconnue, l'inclusion de Zurich dans le traité de Soleure destiné à protéger Genève (1605), le traité entre Berne et la Savoie de 1617 où Genève se trouve comprise et qui neutralise le lac avec le territoire compris entre l'Arve et le Valais.

Avec le quatrième volume, occasion du présent compte-rendu, nous abordons une période assez calme politiquement, entre les guerres du XVI<sup>e</sup> siècle et les troubles du XVIII<sup>e</sup> siècle.

L'organisation rigide, un peu sommaire, des premiers temps de la Réforme s'assouplit et se complète. Les Conseils semblent avoir eu pour but d'associer la République au développement économique général tout en lui conservant son caractère réformé, austère. Les mesures somptuaires sont très nombreuses, atteignant comme autrefois les vêtements, la table, et aussi les nouveautés comme les carrosses (1648). Elles considèrent la population comme divisée en gens de la première, de la seconde condition, etc. et cela sans qu'il y ait une base légale à ces distinctions.

La ville se défend contre les influences du dehors: on interdit le service étranger (1626), les dons et pensions d'une puissance étrangère (1635).

La bourgeoisie est moins facilement accessible; il faut avoir résidé six ans dans la ville pour l'obtenir, et il faudra 15 ans de bourgeoisie pour siéger aux CC. On est plus sévère même à l'égard des « habitants », qu'on écarte des professions commerciales qui jusqu'alors ne leur avaient pas été formellement interdites; lors des concours de tir, des mesures mesquines les désavantagent. Bien que la majorité fut à 25 ans on pouvait assister au Conseil général dès 18 ans (1652), mais en 1687 cet âge est porté à 22 ans. En 1655 la « ballotte », soit le scrutin secret, est introduit dans les Conseils des CC et des XXV, mais pas encore au Conseil Général. De temps à autre on constitue des « Chambres » ou commissions pour remédier à la pénurie des finances ou à certaines intrigues: « Chambre des expédiens » (1686), « Chambre des brigues » (1687).

C'est l'époque à laquelle l'administration devient plus précise et plus tracassière: on établit la matricule des avocats (1644), la matricule des étrangers, on crée une caisse des consignations (1621), on s'occupe aussi de moderniser la ville: chaque maison doit être pourvue d'éviers (1627), de latrines (1662), la largeur des Rues Basses est fixée à 20 pieds (1699).

Nul ne peut rester oisif; en 1647 on stipule que chacun doit apprendre une vocation; les mendiants sont de même obligés de travailler ou de partir. Outre ces dispositions très générales on réglemente une quantité de métiers et de professions, ce qui permet d'avoir une notion assez nette de leur développement et même de leur technique. Il faut citer en particulier les règlements sur la médecine et la pharmacie (1624) et sur l'imprimerie (1625).

En résumé, ce dernier volume, s'il ne contient pas de grands actes politiques, est de la première importance du point de vue des moeurs et du point de vue économique. Il fait assister à une transformation incessante et profonde de la République, qui aboutira à la Genève du XVIII<sup>e</sup> siècle, la Genève de Rousseau et des luttes politiques, moderne à bien des égards.

A la fin de chacun de ces quatre volumes un index extrêmement détaillé permet de trouver rapidement toute la législation relative à un objet donné, et sert en même temps de glossaire pour une quantité de mots techniques, de mots locaux ou de basse latinité.

Voilà donc achevé un ouvrage qui fait le plus grand honneur à ses auteurs MM. E. Rivoire et V. van Berchem, particulièrement à M. Rivoire qui a mené à bien les deux derniers volumes (M. van Berchem n'ayant pas collaboré aussi directement à ceux-ci n'a pas voulu, par une modestie peut-être excessive, que son nom y parût). Quand on évalue la masse de documents ainsi publiés ou résumés, les interminables collations de textes, les laborieuses mises au point pour chacun, on admire la rapidité avec laquelle l'ouvrage a été achevé sous une forme aussi parfaite. L'intérêt de celui-ci est de premier ordre et les historiens doivent être reconnaissants aux auteurs de leur avoir préparé, au prix d'un labeur souvent ingrat, un si remarquable instrument de travail.

Genève.

Gustave Vaucher.

DOMMANN, HANS. I. *Die Korrespondenz der V Orte im zweiten Kappelerkrieg.* (S. A. aus dem LXXXVI. Bande des Geschichtsfreundes.) 141 S. Stans 1932. Buchdruckerei Paul von Matt & Co.

II. *Beiträge zur Luzerner und Schweizer Geschichte des 17. Jahrhunderts.* Aus einem zeitgenössischen Briefwechsel. (S. A. aus dem LXXXVIII. Bande des Geschichtsfreundes.) 82 S. Stans 1934. Buchdruckerei Paul von Matt & Cie.

III. *Propst Dr. Wilhelm Meyer und das Stift Beromünster, 1640—1674.* (S. A. aus: Jahresbericht über die kantonalen höhern Lehranstalten in Luzern. 1933/34 und 1934/35.) 78 S. o. O.

I. Der Verfasser gibt zunächst eine Übersicht über die bisher bekannten Quellen (Korrespondenzen und Chroniken) für den zweiten Kappelerkrieg und deren Publikation. Neu sind die 37 Feldmissiven, die Dr. Dommann bei Ordnung des Familienarchives am Rhyn, das sich nun in der Kantonsbibliothek Luzern befindet, in die Hände kamen. Sie stammen wahrscheinlich aus dem Nachlaß des Schultheißen Hug und geben zur Hauptsache (Nr. 1—33) neue Aufschlüsse über das von Hug geführte Seitendetachment im Freiamt und dessen Zusammenwirken mit der fünfförtigen Hauptmacht und dem Rate von Luzern. Der Verfasser schildert an Hand dieser Dokumente die Operationen dieses Truppenkörpers. Die vier letzten Briefe (Nr. 34—37) betreffen den Zug auf den Horgerberg. Auch ihr Inhalt wird anschaulich klargelegt. Ebenso erhalten wir alle nötigen Aufschlüsse über Schreiber und Adressaten der Briefe.

Dommann begnügt sich aber nicht damit, uns mit dem Inhalt dieser Briefe bekannt zu machen, sondern er benützt die Gelegenheit — und darin liegt vor allem das Verdienst dieser Arbeit —, um die «in mehreren Archiven zerstreuten, in verschiedenen Werken und Zeitschriften, im Wortlaut und in Regesten veröffentlichten Akten des Krieges für die fünf Orte in Regestenform zusammenzustellen.» Das so entstandene Verzeichnis umfaßt 337 Nummern. Daran schließt sich als Beilage die wörtliche Wiedergabe der 37 neu gefundenen Missiven. So erhalten wir eine äußerst wertvolle Grundlage «für eine zusammenfassende Würdigung der fünfförtigen Haltung und Taktik» im zweiten Kappelerkriege.

II. Aus dem Familienarchiv Am Rhyn, das 9500 Briefe umfassend, 1924 von der Luzernerregierung erworben wurde, schöpft Dommann auch für diese Publikation. Es handelt sich hier um die Verwertung von gut 700 Briefen, die zur Hauptsache an den Luzerner Ratsherrn und Tagsatzungsgesandten Ritter Ludwig Meyer und seine Söhne, Propst Wilhelm Meyer von Beromünster und Hauptmann Plazidus Meyer gerichtet sind; die beiden letztgenannten haben selber mehr als die Hälfte der Briefe an ihren Vater geschrieben.

An Hand dieses reichen Materials entwirft uns Dommann ein sehr interessantes Bild der drei im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten und ihres weitreichenden Einflusses. Aber es zieht auch ein schönes Stück Zeit-

geschichte an uns vorüber, womit Dommann in einem zweiten Teile sich befaßt. Manche der Briefe berühren die Ereignisse des dreißigjährigen Krieges, der besonders nach 1633 die Schweiz in erhöhtem Maße in Mitleidenschaft zog. Nicht minder interessant sind aber auch die Aufschlüsse über das Verhältnis der Schweiz zu Frankreich, zum Kaiser und zur römischen Kurie, wobei die Verschärfung der innerpolitischen Lage im Zeitalter des Bauern- und ersten Villmergerkrieges eine große Rolle spielt. Dommann hat es verstanden, an Hand dieses reichen Materials uns ein abwechslungsreiches Bild der Zeitgeschichte um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu geben.

III. Der Ordnung des Familienarchivs am Rhyn durch Dr. Dommann verdanken wir schließlich eine dritte, nicht weniger bedeutende Publikation, die dem im voraufgehenden Briefwechsel stark im Vordergrund stehenden Sohne Ludwig Meyers, Propst Dr. Wilhelm Meyer gewidmet ist, der von 1640 bis 1674 dem Kollegiatstifte Beromünster vorstand.

Der Bildungsgang des 1611 geborenen, dritten Sohnes von Ritter Ludwig Meyer, sowie die erste Tätigkeit desselben als Pfarrer von Büron (1633—40) wird eingehend kurz geschildert. Mit 29 Jahren wird Meyer Propst von Beromünster. Schon der Antritt daselbst gab zu Streitigkeiten Anlaß. Erst recht bewegt war die folgende Tätigkeit dieses geistig hochstehenden Mannes. Sie führt uns zunächst in die Zeit des ausgehenden dreißigjährigen Krieges, dem in der Schweiz bald der Bauernkrieg folgte. An dieser Bewegung war das Stift mit seinem großen Grundbesitz besonders interessiert. Nicht weniger war das der Fall beim ersten Villmergerkrieg. Besonders nahe ging dem Propst aber ein Streit wegen einer Bürgerrechtsaufnahme, wobei er die tätige Unterstützung Luzerns gegen die rebellierenden Untertanen fand. Bei aller äußern Tätigkeit vergaß Meyer die innere Reform seines Stiftes nicht, um die er sich im Zeitalter der katholischen Reformation sehr verdient machte. Aber auch die Rechte des Stiftes fanden in ihm einen mannhaften Verteidiger in einer Zeit, wo das absolute Staatskirchentum immer mehr sich entwickelte. Daneben fehlt es nicht an privaten Rechtsstreitigkeiten, wie sie in der Geschichte jeder kirchlicher Institution sich immer wieder finden. Der Aufsicht über das wirtschaftliche Leben des Stiftes wird dabei eingehende Aufmerksamkeit gewidmet, so daß wir sehr wertvolle Aufschlüsse zur Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit erhalten.

Die Förderung von Bildung, Wissenschaft und Kunst durch den allseitig gebildeten Mann steht aber der wirtschaftlichen Tätigkeit in nichts nach. Einige Abbildungen von heute noch erhaltenen Stiftungen Meyers, dokumentieren das Gesagte. Der Tod Meyers (7. Juli 1674) hatte einen unerquicklichen Erbstreit zur Folge, der aber das Bild dieses um die katholische Reform in der Schweiz hochverdienten Mannes in keiner Weise zu trüben vermag. Mit Recht weist Dommann auf das Vorbild Meyers, den großen Mailänder Erzbischof, Karl Borromäus, hin, dem unser Propst



in allseitiger Wahrung kultureller wie religiöser Interessen, aber auch im persönlichen Leben es gleich zu tun, strebte.

Einsiedeln.

Rudolf Henggeler.

PIETH, FRIEDR., *Die Feldzüge des Herzogs Rohan im Veltlin und Graubünden.*

Mit 7 Skizzen, einer Übersichtskarte und einem Bildnis des Herzogs Rohan. Zweite umgearbeitete Auflage. Chur, Verlag von F. Schuler, 1935.

Diese im Jahr 1905 in erster Auflage erschienene Arbeit war damals von der Schweizerischen Offiziersgesellschaft mit einem ersten Preis ausgezeichnet worden. Die zweite Auflage von Pieths „Feldzüge Rohans“ erfuhr auf Grund der seither erschienenen neuen Literatur, sowie auf Grund von weitem Studien in französischen und österreichischen Archiven eine stärkere Umarbeitung. Dazu veranlaßte den Verfasser auch die nun im Urtext vorliegende Herausgabe der „Memorie“ des Marschalls Ulisses von Salis-Marschlins und die ihm zur Verfügung gestellten noch unveröffentlichten Briefe des Marschalls Ulisses, der als Unterführer Rohans den ganzen Feldzug mitgemacht hat. Den Gegenstand von Pieths Werk bilden jene Kämpfe des Jahres 1635 im Veltlin, die den Zweck verfolgten, dieses bündnerische Untertanenland mit französischer Hilfe wieder in bündnerischen Besitz zu bringen, nachdem es die letzten Jahre her Spanien und Österreich als beste gegenseitige Verbindung gedient hatte. Der Besitz dieser nächsten Verbindung Spaniens mit Deutschland hatte es diesem ermöglicht, in der Schlacht bei Nördlingen noch zu rechter Zeit 9000 Spanier auf den Kampfplatz zu werfen und so einen entscheidenden Sieg zu erringen. Der überlegenen Kriegskunst des Herzogs Rohan, der mit der Oberleitung dieses Feldzugs zur Rückeroberung des Veltlins betraut worden war, gelang es dann, mit bündnerischen, eidgenössischen und französischen Truppen in zwei siegreichen Feldzügen des Jahres 1635, seine Aufgabe glänzend zu lösen. Wenn es später im Jahr 1637 doch zu einer Vertreibung der Franzosen aus den Bünden durch die unter Führung von Georg Jenatsch von Rohan abgefallenen bündnerischen Truppen kam, so lag die Schuld daran nicht bei Rohan, sondern bei der verschlagenen Politik des Herzogs Richelieu, der trotz aller Versprechungen den Bündnern das Veltlin weiterhin vorenthielt und sie wie 1626 um die Früchte ihrer Siege bringen wollte.

Die Vorzüge der ersten Ausgabe von Pieths Arbeit treten auch in dieser zweiten Auflage zu Tage. Übersichtliche Gliederung eines an sich recht verwickelten Stoffes, die es dem Leser ermöglicht, sich bald in den Wirrungen der damaligen bündnerischen Politik und der dargestellten Kriegseignisse zurecht zu finden. Dazu trägt weiter die dem Verfasser eigene, klare und fesselnde Darstellungsgabe in einer leicht verständlichen Sprache bei. Die dem Werke beigegebenen Skizzen der verschiedenen Kampfplätze, sowie die große Übersichtskarte über das ganze Gebiet, in dem sich die Feldzüge Rohans abgespielt haben, erhöhen den Wert dieser Veröffentlichung. Ganz besonders militärisch interessierte Kreise werden den dargestellten Kampfhandlungen an



Hand der Skizzen und Karte mit hohem Gewinn folgen. Ein zeitgenössisches Bild des Herzogs von Rohan vervollständigt in glücklicher Weise diese neueste Arbeit Pieths.

Chur.

P. Gillardon.

FRAUENFELDER, REINHARD. *Geschichte der Stadtbibliothek Schaffhausen. Gedenkschrift zu ihrem 300jährigen Bestehen 1636—1936*. Herausgegeben vom Stadtrat der Stadt Schaffhausen. 84 S. Mit 9 Tafeln. Schaffhausen 1936.

Der Leiter der Bibliotheca civium Scaphusianorum widmet seinem Institute die vorliegende Festschrift zum 300jährigen Jubiläum. Einleitend verfolgt er die Schaffhauser Bibliotheksgeschichte des Mittelalters. Die kostbaren, bis ins 8. Jahrhundert zurückreichenden Bestände der Bibliothek des Klosters Allerheiligen können zum großen Teil auf ihren Ursprung im Mutterkloster Hirsau zurückgeführt werden. Die Manuskripte und Inkunabeln bilden heute Raritäten der Ministerialbibliothek, die mit der jüngeren Stadtbibliothek im gleichen Hause sich befindet.

Die 1636 nach Zürichs Vorbild gegründete Bürgerbibliothek erfuhr wechselvolle Schicksale: fürsorgliche Pflege wie Vernachlässigung, häufige Umzüge in ein neues Heim. Wie sehr ihr Schicksal von der Persönlichkeit des Bibliothekars abhing, zeigt das verdienstliche Wirken Joh. Georg Müllers, der eine neue Ordnung schuf, sowie auch den Nachlaß seines Bruders, des Historikers Johannes von Müller, der Vaterstadt zu erhalten verstand. Im übrigen galt die Bibliothek im 18. Jahrhundert als große Sehenswürdigkeit, die den Stand Schaffhausen repräsentierte, während gleichzeitig etwa die Bibliothek der Untertanenstadt Winterthur einen Tiefstand erreichte. Wie sehr Bibliotheksgeschichte Ausdruck des politischen Geschehens darstellt, zeigte sich 1835: damals wurde der Gedanke erwogen, Schaffhausens Bücherhort zu schließen oder zu versteigern, da die wenigen Leser ihre Bücher von Winterthur oder Frauenfeld beziehen könnten.

Doch eröffnete Pfarrer J. J. Mezgers Wirken einen neuen Abschnitt der Bibliotheksgeschichte: nach dem Abstoßen des Fremdartigen (Bilder, Altertümer usw.) an andere Sammlungen wurden die Bücher selbst durch neue gedruckte Kataloge nutzbar gemacht. Unter den Nachfolgern Pfarrer C. A. Bächtold und Prof. Carl Henking erfolgte die Umwandlung zur neuzeitlichen Bibliothek. Zunächst wurde durch Anschluß vieler kleinerer Bibliotheken die Gesamtheit des literarischen Lebens zu erfassen gesucht; neben angewandter Wissenschaft wurde auch Belletristik ein Teil der Aufgabe. Ein eigenes Heim schuf sodann die Möglichkeit zu intensiver Wirksamkeit. Im gegenwärtigen vollamtlichen Bibliothekar ist auch in personeller Hinsicht eine volle Leistung ohne Nebenämter verbürgt.

Der Verfasser illustriert seine Festschrift durch Darstellungen des Gebäudes sowie durch Reproduktion alter Handschriften, denen er im Anhang ein besonderes Kapitel widmet. Eine wertvolle Bibliographie dokumentiert

das Ganze. Die Besonderheiten schaffhauserischer Bibliotheksgeschichte sind gut hervorgehoben. Wenn der Fachmann manchen Punkt gerne ausführlicher behandelt gesehen hätte, was der Zwang der Zeitlage nicht erlaubte, so ist er doch dem Verfasser für den reichen Gewinn dankbar, den die Schrift der schweizerischen Kulturgeschichte bringt.

Winterthur.

Emanuel Dejung.

*Korrespondenz des Peter Ochs (1752 bis 1821)*. Herausgegeben und eingeleitet von GUSTAV STEINER. Band II. Vom Basler Frieden zur helvetischen Revolution. 1796—1799. (Quellen zur Schweizer Geschichte, herausgegeben von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Neue Folge, III. Abt., Band II, 1.) Basel 1935. Verlag Emil Birkhäuser & Cie. CCXCVIII + 668 S.

Als vor acht Jahren der erste Band der für ihre Zeit einzigartigen Korrespondenz des Peter Ochs erschien, durfte man sich der Hoffnung hingeben, bald den Abschluß und überdies eine aus einer Fülle neuer Quellen geschöpfte Biographie des umstrittensten Politikers der vorrevolutionären und der helvetischen Zeit in die Hand zu bekommen. Wenn diese Erwartungen sich nicht so rasch und bis heute noch nicht in vollem Umfange erfüllten, darf daraus kein Vorwurf an Gustav Steiner abgeleitet werden. Wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit zwang ihm jene Geduld auf, in der allein reife Forschung zu gedeihen vermag. Der erste Teil des zweiten Bandes der Ochsschen Korrespondenz zeugt denn auch wiederum von umsichtiger, den Beweis kritischer Verantwortung in sich tragender Arbeit.

Die vorliegende Sammlung umfaßt 387, zum Teil umfangreiche Briefe des Peter Ochs und seiner Korrespondenten, mit dem Anhang und einigen Nachträgen sogar 453 Nummern. Die Hauptausbeute lieferte wie für den ersten Band das Familienarchiv His in Basel, darunter Briefe, die erst vor kurzem im Antiquariatshandel erworben wurden; vieles mußte mühsam in öffentlichen Archiven der Schweiz und Frankreichs zusammengesucht werden. Man erhält den Eindruck, daß es dem Herausgeber gelungen ist, „alles Erreichbare zu sammeln“ und zudem „das Einzelne sorgfältig wiederzugeben“. An der Editionsart ist kaum etwas auszusetzen. Überprüfung, Einreihung (viele war erst zu datieren), Deutung und Wertung der Papiere zeugen von mikroskopischer Genauigkeit und völliger Meisterung des Materials.

Schon die Namen der hier vertretenen Korrespondenten beleuchten die Bedeutung des Ochsschen Briefwechsels für die schweizerische Geschichte in den Jahren 1796 bis 1799. Aus den einzelnen Kantonen erscheinen unter andern hervorragende Basler wie der Bürgermeister Burckhardt-Forcart und der Ratsherr Peter Vischer, die Berner Karl Viktor von Bonstetten und Abraham Gottlieb Jenner, der Zürcher Leonhard Meister, der Waadtländer Friedrich Cäsar Laharpe, Reformpatrioten wie Usteri und Meyer von Schauensee; unter den Ausländern dominieren natürlich die Franzosen: Bonaparte, Mengaud, Rapinat, Schauenburg, namentlich aber Reubell und Talleyrand. So bekannt

diese Persönlichkeiten, die durchweg historisches Relief haben, auch sind, so unbekannt war bisher das meiste, was Steiner von ihnen veröffentlicht.

Der vorliegende Band vermittelt denn auch einen Reichtum neuer Aufschlüsse. Sie vermögen allerdings die großen Linien bekannter und schon oft dargestellter Ereignisse nicht auszuwischen, zwingen aber, sie mannigfach umzubiegen oder anders zu ziehen. Wie zu erwarten war, erscheint namentlich auch das Porträt von Peter Ochs in schärferen Umrissen. Es käme allerdings auch noch deutlich genug zur Geltung, wenn Steiner in seiner Polemik gegen Wilhelm Oechslis „Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert“ in der Form etwas zurückhaltender wäre. Er weist zwar diesem Werke „als Darstellung einen ersten Platz“ an, urteilt aber gelegentlich auch ungerecht, indem er zum Beispiel Oechslis geradezu „tendenziöser, mißbräuchlicher Auslegung“ eines Ausspruchs Reubells beschuldigt. Wissenschaftliche Fragen lassen sich diskutieren, ohne daß der Irrtum eines als ehrlich anerkannten Forschers auf unsaubere Motive zurückgeführt werden muß.

Steiner faßt die Aufschlüsse, die sich aus der Briefmasse ergeben, in einer fünfzehn Kapitel umfassenden „Einleitung“ zusammen. Sie enthält jedoch erheblich mehr, als die bescheidene Etikette vermuten läßt. Auf über 250 Seiten geht der Verfasser geistvoll, gelegentlich vielleicht etwas grüblerisch den Geschehnissen nach. Wenn man auch einzelne Deutungen mit einem Fragezeichen versehen wird, muß man doch zugeben, daß hier grundlegende Arbeit geleistet worden ist. Ochs, dessen Politik in ihren einzelnen Phasen sachlich analysiert wird, gewinnt trotz Entlastung von allerlei Vorwürfen im Gesamturteil weder als Charakter noch als Staatsmann. „Menschlich betrachtet,“ schreibt Steiner in bezug auf die im vorliegenden Bande behandelte Zeit „vollzieht sich in Ochs' Leben eine Tragödie von seltenem Ausmaß. Um die Mitte des Jahres 1796 erreicht er, der vom Glück und Erfolg wie kein zweiter begünstigt erscheint, die Scheitelhöhe dieses Glückes. Das Jahr 1799 ist für ihn die Zeit tiefster Erniedrigung. Der Achtung, die er sich 1796 durch sein tapferes Eintreten für die Neutralität erwirbt, folgt die Verachtung. Indem er zur Erreichung des Endzweckes sich aller Mittel bedient, entfernt er sich von der Politik der Neutralität, die er bisher als Richtlinie bezeichnet hat, und gerät in eine Abhängigkeit von Frankreich, die er mit seiner Ehre bezahlen muß. Der im Jahre 1796 gefeierte Mann wird der bestgehaßte Parteigänger der Revolution.“

An diesen Feststellungen kann nicht gerüttelt werden. Im Jahre 1796 betrieb Ochs, der schon Oberstzunftmeister geworden war, zunächst eine Neutralitäts- und Friedenspolitik, die nicht nur seiner persönlichen Überzeugung entsprang, sondern auch im Interesse der Eidgenossenschaft lag. Er verlor jedoch rasch die grundsätzliche Haltung. Persönliche Sympathien und Antipathien vermengten sich — wie weit, ist freilich kaum festzustellen — mit seiner Neutralitätsauffassung. Er kam mehr und mehr in den Ruf eines Handlangers der Franzosen. Sein Anteil an der Revolutionierung der Eidgenossenschaft würde allerdings mit einem derartigen Schlagwort zu summarisch gekennzeichnet. Steiner weist, zum Teil auf Grund neuen Materials, darauf hin, daß Ochs, wie



übrigens auch Reubell, im Gegensatz zu Mengaud, Bonaparte und Laharpe, die vor gewaltsamen Methoden nicht zurückscheuten, sich mit einem Drucke des Direktoriums zur Umformung der Schweiz begnügen wollte.

Viel neues Licht fällt auf die Tätigkeit, die Ochs am Vorabend der Revolution in Paris entfaltete. Seine Sendung erfolgte unter sich widersprechenden Voraussetzungen: „Kreditiv, Instruktion, Wahl des Beauftragten, wirkliche Absichten und demonstrativ bekundete Freiheitssympathien der Basler Regierung ließen sich nicht zu wirklicher Einheit verbinden.“ Ein naives Vertrauen zu den französischen Machthabern, ein fast religiöser Glaube an die Grundsätze der Revolution, „in denen er die Forderungen und die Erfüllung der Bergpredigt erblickte,“ und die Skrupellosigkeit, mit der er seine Vollmachten überschritt, bestimmten ihn zum Förderer einer Politik, die im Widerspruch zu seinem eigenen Programm der Schweiz die Invasion und die Fremdherrschaft brachte. Er ließ sich aber, nicht zuletzt auch bei der Schaffung der helvetischen Einheitsverfassung, mehr schieben, als daß er schob. Er machte sich teils zum Sünder, teils erscheint er nur als Sündenbock, und es ist nicht immer leicht, die Grenzlinie, der Steiner scharfsinnig nachgeht, mit Sicherheit zu ziehen.

Die Korrespondenz aus der Zeit der Helvetik stellt den Basler Politiker nach wie vor unter schärfste Kritik. Auch wer mit moralisierenden Wertungen vorsichtig umgeht, findet Charakterlosigkeiten bestätigt, die Ochs begreiflicher Mißachtung aussetzten. Er scheute sich nicht, aus Rachsucht und Ehrgeiz am Staatsstreich Rapinats teilzunehmen, damit ein „Attentat auf das eigene Vaterland“ zu begehen und sich den Weg ins helvetische Direktorium zu bahnen. Es wirkt peinlich, aus diesen Dokumenten zu ersehen, wie sehr sich Ochs als Mitglied der Regierung zum Werkzeug der Franzosen machte, eine Privatkorrespondenz führte, die dem Wohl des eigenen Landes zuwiderlief, und sogar, wie während der Verhandlungen über die Allianz mit Frankreich, sich Umtriebe leistete, die von Steiner mit Recht als durch nichts abzuschwächender Verrat bezeichnet werden. In den Schlußstücken der Briefsammlung wird die Ausstoßung des Peter Ochs aus dem Direktorium, für die Laharpe einen günstigen, aber nicht durch besondere Schuld seines Gegners gekennzeichneten Augenblick auswählte, durch neue Aufschlüsse von verschiedenen Seiten her besser ins Licht gerückt.

Es gibt kein Kapitel schweizerischer Politik während der Jahre unmittelbar vor der Revolution und während der Helvetik, das durch diesen Band nicht bereichert und mehr oder weniger auch korrigiert würde. Steiner selbst hat der Auswertung des von ihm gesammelten Materials gründlich vorgearbeitet und in seiner Einleitung alle wesentlichen Fragen neu zur Diskussion gestellt. Wenn er gelegentlich auch da allzu apodiktisch verfährt, wo dem Ermessen noch ein erheblicher Spielraum für die Fällung des Urteils verbleibt, hat er sich in harter und entsagungsvoller Arbeit doch ein großes und bleibendes wissenschaftliches Verdienst erworben. Seine Publikation ist seit dem Erscheinen der Stricklerschen Aktensammlung das bedeutendste Quellenwerk zur Geschichte der vorhelvetischen Zeit und der ersten Jahre der Einheitsrepublik.

Küsnacht-Zürich.

G. Guggenbühl.

ZIMMERLI, ERNST, *Jakob Ulrich Sprecher von Bernegg. Ein bündnerischer Staatsmann. I. Teil: 1765—1803* (Heft 3 des XVII. Bandes der «Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft» im Verlag der A.-G. Gebr. Leemann. Zürich 1935).

Mit seinem als Dissertation erschienenen I. Teil der Biographie Jakob Ulrich Sprechers von Bernegg hat Zimmerli recht eigentlich eine Lücke ausgefüllt in der Kenntnis der in den 10 letzten Jahren des alten Freistaates der III Bünde und während der Helvetik daselbst führenden Persönlichkeiten. Besonders Jakob Ulrich von Sprechers Jugendzeit war bisher recht wenig bekannt, wohl weil sie sich von seinem 6.—24. Jahr fern der Heimat in den herrenhutischen Bildungsanstalten zu Neuwied, Barby und Niesky, sodann auf den Universitäten Wittenberg und Jena abgespielt hat. An Hand der hauptsächlich im von Sprecherschen Archiv in Maienfeld vorhandenen Korrespondenzen und Tagebüchern, aber auch anderer schwer zugänglicher Quellen ist der Verfasser mit liebevoller Gründlichkeit diesen bisher kaum bekannten Ausbildungsjahren Sprechers nachgegangen, dabei die Hauptmomente seiner Entwicklung in eindrucksvoller Gestaltung festhaltend. Aus dieser bisher kaum gekannten Erziehung Sprechers heraus läßt sich denn auch psychologisch die fast ängstliche Zurückhaltung Sprechers gegenüber den aufwühlenden Ereignissen der neunziger Jahre in seiner ihm ganz fremd gewordenen Heimat verstehen. Wie diese so eingestellte, an sich stille Gelehrtennatur dann trotzdem — öfters geradezu wider Willen — in das politische Leben Bündens eingeführt wurde und dort bald zu einer führenden Stellung emporstieg, schildert Zimmerli in den die Jahre 1790—1797 umfassenden Kapiteln V—XI in einer stilistisch einwandfreien formschönen Sprache, die überhaupt die ganze Arbeit kennzeichnet.

Sprechers bedeutendste Zeit bildet unstreitig die ihm im Anschluß an die Losreißung des Veltlins zusammen mit Gaudenz Planta übertragene Gesandtschaft nach Paris, die ihn vom Herbst 1797 bis Frühling 1800 dort festhält. Diesem Aufenthalt widmet denn auch der Verfasser, seiner Wichtigkeit entsprechend, das umfangreichste Kapitel seiner Dissertation. Es ist ein eigentlich dramatisches Bild, das er da über seine Verhandlungen wegen des Veltlins, wegen des Anschlusses der III Bünde an die Schweiz und zuletzt wegen Befreiung der in Salins festgehaltenen bündnerischen Geiseln zu entrollen weiß. Es enthält neben den Kapiteln über die Jugendjahre wohl auch das meiste Neue zum Lebensbild Jakob Ulrichs von Sprecher. Die spätere Tätigkeit Sprechers als Mitglied und Präsident des bündnerischen Präfekturrats und der Verwaltungskammer, seine kurze Laufbahn als helvetischer Minister der Justiz und Polizei und dessen Teilnahme an der Consulta in Paris faßt Zimmerli in zwei Kapiteln zusammen. Es seien daraus besonders die Ausführungen über Sprechers Anteil an der Gestaltung und Einführung der bündnerischen Mediationsverfassung hervorgehoben.

Neben den Vorzügen stilistischer Gewandtheit und streng logischem Aufbau eignet Zimmerlis Arbeit bei aller Sympathie für seinen Helden wohl-



tuende Zurückhaltung, die sich darauf beschränkt die Tatsachen an Hand der zuverlässigen Quellen sprechen zu lassen. Wir erhalten dadurch von Jakob Ulrich von Sprecher freilich das Bild eines recht nüchternen diplomatischen Verstandesmenschen ohne irgendwelche heldenhafte Pose. Dafür zeigt uns der Verfasser aber eine Persönlichkeit, die vom harten Boden der damaligen bitteren Wirklichkeit aus mit seiner Verstandesschärfe und dem klaren Blick für das Mögliche und Dauerhafte besonders seinem engern Vaterlande unschätzbare Dienste geleistet hat. Man darf auf den zweiten Teil der Sprecherschen Biographie gespannt sein.

Chur.

P. Gillardon.

USTERI, PAUL LEONHARD. *Gerichtsorganisation und Zivilprozeß im Kanton Zürich während der Helvetik*. Dissertation. Zürich 1935.

Es gibt in der Schweizergeschichte kaum eine Epoche, die in so starkem Maße vom Streben erfüllt ist, auf allen Lebensgebieten Neues zu schaffen, wie es die Helvetik war. Keine Zeit lehnte so radikal alles Alte ab, um an dessen Stelle Neues zu setzen. Dem grenzenlosen Wollen entsprach zwar nicht das Gelingen, doch wurden im 19. Jahrhundert viele Ideen verwirklicht, die damals nicht hatten in die Tat umgesetzt werden können.

In seiner scharfsinnigen Schrift «Vom Geist der Helvetik» zeigt G. Guggenbühl, daß die Beurteilung der Helvetik lange Zeit unter einer gewissen Einseitigkeit gelitten hat: Man betrachtete sie allzusehr für sich allein, ohne die Zusammenhänge mit der vor- und nachrevolutionären Zeit zu berücksichtigen. Man hob einige Übertreibungen hervor — jede Revolution ist in gewissem Sinne extrem — und gab damit die ganze Zeit der Lächerlichkeit preis.

Diesen Vorwurf kann man Usteri nicht machen. Im ersten Teil seiner Arbeit (Die Gerichtsorganisation der Stadt und Landschaft Zürich vor 1798.) geht er, soweit es der Rahmen der Untersuchung verlangt, auf die Schilderung des Gerichtswesens im Kanton Zürich während des ancien régime ein, um dann zu zeigen, «daß auch die Institutionen der Helvetik sich vielfach durchaus organisch an diejenigen der vorrevolutionären Zeit anschließen.»

Der Behördenaufbau der Helvetik zeichnet sich durch seine Einfachheit und Gleichmäßigkeit aus gegenüber der komplizierten und verworrenen Gerichtsorganisation der Zeit vor 1798. Der Verfasser bemüht sich mit Erfolg, zu zeigen, wie die neue Ordnung gleichsam aus der alten herauswuchs, wobei die provisorischen Gerichtshöfe das Bindeglied bildeten. Aus einer Reihe von Beispielen sehen wir, daß es vielerorts nicht zu einschneidenden Personalveränderungen kam. Die gleichen Köpfe, die in den Herrschaftsgerichten funktioniert hatten, saßen jetzt in den provisorischen Gerichtshöfen, ein Beweis, daß das Volk Zutrauen zu ihnen hatte.

Diese letztgenannten Gerichtshöfe, die etwa 2—3 Monate bestanden, wiesen gegenüber den früheren Gerichten keine wesentlichen Unterschiede auf, und sie verschwanden in dem Moment, da die neue Distriktseinteilung die Konstituierung der neuen Behörden ermöglichte. Usteri zeigt uns dann in eindrucklicher Weise, wie das ganze Gerichtswesen unter den politischen Ereignissen litt und sich gar nicht ruhig konsolidieren konnte. Der Einmarsch der Österreicher und 1802 der Rückzug der Franzosen, verbunden mit einer zweiten Invasion, machten alle Bemühungen der Behörden illusorisch. Daß es auch im Kanton Zürich an Geld fehlte, um die Funktionäre zu bezahlen, wird uns mit deutlichen Beispielen geschildert.

In einem dritten und vierten Teil entwickelt der Verfasser, nachdem er uns mit den Voraussetzungen bekannt gemacht hat, das in seiner Dissertation gestellte Thema, den eigentlichen iuristischen Teil, in einer gründlichen und systematischen Darstellung. Der Historiker und der Jurist, beide können daraus viel Interessantes holen.

Besonders erwähnenswert ist die Tatsache, daß die Zivilprozeßgesetzgebung im wesentlichen nicht über einige Entwürfe hinausging. « Mit wenigen Ausnahmen blieben während der ganzen Helvetik die früheren Gesetze und Gebräuche entsprechend einer Bestimmung der Verfassung in Kraft. » Das Stadt- und Landrecht von 1715 blieb für die Stadt und Landschaft Zürich von großer Bedeutung; denn es gab gar keinen Ersatz dafür. Doch war neben den Verfassungskämpfen die Regelung gerichtsorganisatorischer und zivilprozessualer Fragen etwas Nebensächliches.

Als wichtige Neuerung brachte die helvetische Verfassung den Grundsatz der Gewaltentrennung. Dieser Trennungsgrundsatz wurde aber dadurch durchbrochen, daß das Vollziehungsdirektorium die Befugnis hatte, in gewissen Fällen unter Angabe der Gründe Richter abzusetzen. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß damit die Richter der Willkür der Regierung ausgesetzt waren. Wenn die Gerichte auch im großen ganzen von internen politischen Kämpfen wenig berührt wurden, so mußten sie doch, wie schon angedeutet, zweimal den äußern Einflüssen nachgeben. Die meisten reformerischen Bestrebungen wurden aus diesen Gründen nicht durchgeführt: « Es fehlte am äußern und innern Frieden und an der finanziellen Grundlage. »

B a d e n.

R o l f L e u t h o l d.

G. C. L. SISMONDI, *Epistolario raccolto con introduzione e note a cura di Carlo Pellegrini*. La Nuova Italia editrice. Firenze, s. a.; vol. I (1799—1814), pp. XLIII—480; vol. II (1814—1823), pp. 514: in 8°, L. 26 ciascuno.

Il Prof. Carlo Pellegrini ha reso un importante servizio agli studi storici e ha dato un bell'esempio dei vantaggi che presenta la cordiale collaborazione di due paesi vicini e ricchi di tradizione nel campo della coltura, imprendendo a Firenze, sotto gli auspici dell'« Ente Nazionale di

Coltura», la pubblicazione dell'*Epistolario* di G. C. L. Sismondi. Il quale presenta notevole interesse soprattutto per la Svizzera, non solo perchè il Sismondi era ginevrino e parecchie delle sue lettere sono scritte da Ginevra e abbondano di dati sulla vita ginevrina, ma perchè tra i suoi amici e corrispondenti sono taluni svizzeri eminenti — cito, oltre alla Staël ed al Vieusseux, lo storico de Müller, il filosofo Dumont — e perchè egli risenti sempre profondamente l'influenza di quel centro di vita spirituale che fu il castello di Coppet, al quale, e alla nativa Ginevra, va debitore di quello spirito « europeo » di cui è, nella prima metà del secolo XIX, uno dei più significativi e completi rappresentanti.

Le lettere pubblicate dal Pellegrini nei due primi volumi dell'*Epistolario* — gli altri seguiranno a breve scadenza — sono 363, e tra esse abbondano le inedite. Inedite sono le più importanti, il cospicuo gruppo di quelle indirizzate alla Signora de Staël, che il diligentissimo editore ha potuto trascrivere di sugli autografi conservati nel Castello di Coppet, e ch'egli promette di completare con la pubblicazione delle lettere della signora a lui, conservate in Toscana, nella biblioteca comunale di Pescia, tra le carte Sismondi. Accanto al carteggio con la Staël va ricordato quello, anch'esso ricco e importante, con la Contessa D'Albany: anch'esso, quasi del tutto, inedito, e trascritto di sugli autografi nella biblioteca di Montpellier, tra le carte Alfieri-Fabre; e va ricordato quello, che si conosceva da tempo, ma imperfettamente, per una pubblicazione frammentaria fattane da Pasquale Villari, con la madre, conservato a Pescia. Le lettere alla madre costituiscono un vero diario per il periodo di tempo passato dal Sismondi a Parigi durante i Cento Giorni: diario vivo, movimentato, sincerissimo, che ha il valore di una testimonianza di prim'ordine per questo momento della storia di Napoleone. Le altre lettere non presentano altrettanto interesse; non hanno il tono di conversazione abbandonata, scintillante e pur del tutto priva di « posa », che al Sismondi era facilmente suggerito dalla presenza di una ascoltatrice di levatura superiore e sinceramente amica. Ma vanno notate, specialmente, le lettere al Vieusseux, anch'esse in gran parte inedite, che sono conservate alla Nazionale di Firenze; ed altre ad altri, che il Pellegrini ha pazientemente raccolto nella biblioteca e nell'Archivio di Ginevra, nelle autografoteche di Livorno, di Modena, di Torino, ed in altre raccolte pubbliche e private d'altrove.

Precede, nel primo volume, una Introduzione ch'è un garbato e informatissimo profilo del Sismondi; si hanno, a piè di pagina, sobrie note sempre opportune; si aggiunge, alla fine d'ogni lettera, la notizia del fondo da cui è stato trascritto l'autografo, e, quando vi si siano state, della precedente o delle precedenti edizioni.

L a u s a n n e.

G i o v a n n i F e r r e t t i.

EDOUARD CHAPUISAT, *Le Général Dufour, 1787—1875*. Un volume avec 8 hors-texte, 247 pages; Payot, Lausanne, 1935, in 8°.

Nous ne possédions jusqu'à présent aucune étude complète sur le général Dufour. Aussi la biographie que vient d'écrire M. Edouard Chapuisat comble-t-elle très heureusement une lacune. Les documents inédits dont il a pu disposer et qui viennent pour la plupart des archives de famille de Mme Ernest de Beaumont-L'Hardy, de Genève, petite-fille du général, contribuent à donner un vif intérêt à son récit alerte et rapide.

Grâce à M. Chapuisat, nous connaissons mieux la personnalité de Guillaume-Henri Dufour, dont la vie fut étroitement liée à l'histoire militaire et politique de la Suisse au XIX<sup>e</sup> siècle. Quand on suit le déroulement de sa carrière, deux points, me semble-t-il, méritent de retenir particulièrement l'attention: l'influence, d'une part, que la France exerça sur sa formation intellectuelle et morale et qui le distinguera immédiatement de ses concitoyens genevois. D'autre part, son caractère essentiellement helvétique. Dufour nous convainc de l'existence d'un esprit suisse. Personne n'en a été un représentant plus authentique que lui. Il se détache dans notre histoire comme une de nos rares illustrations nationales. Car, fait peut-être unique dans nos annales, Dufour fut suisse avant d'être genevois. — Examinons rapidement ces deux points.

Dufour a onze ans lorsque Genève est annexée à la France. Ce coup de force ne semble pas affliger particulièrement le collégien qu'il est alors. Il s'en réjouit, au contraire, parce qu'il faut abandonner les classes pendant quelques jours, pour y loger une partie des troupes d'occupation. Et pourtant aucun événement ne devait exercer sur sa vie une influence plus décisive. Il allait fixer son avenir et déterminer sa carrière. Sans l'annexion de Genève à la France, il n'est pas exagéré d'affirmer que Dufour n'aurait pas été ce qu'il a été et que la Suisse aurait eu un grand homme de moins à compter dans son histoire.

Pendant quinze ans les destinées de Genève seront désormais liées à celles d'un grand pays. Sans doute la majorité des Genevois pleurent leur liberté perdue. Mais la France ouvre devant eux de brillantes perspectives, offre à leur ambition des possibilités inattendues. Elle peut encourager leurs talents et reconnaître leurs mérites, en assurant à chacun d'entre eux des carrières auxquelles jamais ils n'auraient pu prétendre auparavant. Dufour en est un exemple frappant. S'étant présenté au concours d'admission à Polytechnique, il subit un examen devant un nombreux auditoire, à Genève, dans les locaux de la préfecture et sera admis le 140<sup>e</sup>. En 1807, il part pour Paris. Dufour a vingt ans. La France qui l'appelle le gardera jusqu'en 1815; elle l'aurait gardé plus longtemps et peut-être pour toujours si les circonstances l'avaient voulu. Car, à part ses affections de famille, aucun intérêt ne le retient plus à Genève. Son destin l'entraîne ailleurs. C'est donc bien un adieu, que tout semblait rendre définitif, qu'il dit alors à sa ville natale.



Sorti 4<sup>e</sup> de Polytechnique avec les épaulettes de lieutenant, désigné ensuite pour l'Ecole d'application de Metz, bien noté de ses supérieurs, aimé de ses camarades, Dufour semble appelé à un brillant avenir. Lorsqu'on l'envoie en service commandé à Corfou, il s'affligera sans doute de partir si loin, alors que plus près, les armées impériales se couvrent de gloire dans le centre de l'Europe. Mais où qu'il aille et quoi qu'il fasse, il n'en est pas moins désormais un soldat de l'Empereur qui participe à l'épopée napoléonienne.

La première Restauration l'oblige cependant à revenir sur le continent. Sa carrière paraît alors bien compromise. Mais à quelque chose malheur est bon. L'entrée des Alliés en France assure la délivrance de Genève. Dufour s'en réjouit-il? Aucunement. Ses préoccupations sont ailleurs. Son père lui aussi a l'âme navrée par la tournure que prennent les événements, et il ne manque pas d'exhorter son fils à se montrer à la hauteur des circonstances, et à servir loyalement Napoléon dans la mauvaise comme dans la bonne fortune. Aussi, lorsque se répand à Genève la nouvelle du retour de l'Empereur de l'Île d'Elbe, Dufour n'hésite-t-il pas un instant à regagner son poste. Mais Waterloo brise définitivement une carrière qui s'annonçait riche de promesses. Dufour rentre à Genève, fort démuni. Ce capitaine de 28 ans, décoré de la légion d'honneur, sera désormais du nombre de ces officiers en demi-solde, mis en disponibilité par le gouvernement de la Restauration.

Que va-t-il entreprendre? Il ne le sait trop lui-même et M. Chapuisat ne manque pas de nous faire part de ses perplexités. Mais Dufour n'est pas homme à se laisser abattre par l'infortune. Son parti est bientôt pris. Il ne rentrera pas en France, puisqu'il ne peut plus désormais occuper un grade dans l'armée sans être naturalisé; il n'y rentrera pas « puisque servir la France, ainsi qu'il l'écrit lui-même, n'est plus maintenant que porter la livrée de son roi; puisque la cause du prince n'est plus à mes yeux la cause de la Nation que j'ai tant aimée; puisqu'enfin on cherche à couvrir d'opprobre cette belliqueuse armée dont j'ai eu le bonheur de faire partie, cette armée à qui on fait des crimes de ses victoires et dont les trophées sont pour elle des titres de persécution ». On ne saurait exprimer plus franchement ses sympathies et ses répugnances! Mais ce n'est pas sans déchirement que ce partisan déterminé de Napoléon quitte l'armée française, se sépare de ses camarades et de ses chefs. Ses talents, il va les mettre désormais au service de Genève et de la Suisse. Une nouvelle vie commence pour lui. Mais ces années d'apprentissage en France n'auront pas été inutiles. Elles auront trempé son caractère et mûri son esprit. Et si Dufour allait devenir si essentiellement suisse, c'est encore à la France qu'il le dut.

De retour dans sa ville natale, ce Genevois va se trouver dans des conditions qui le distingueront immédiatement de ses concitoyens. Ceux-ci nourriront, tout d'abord, de sérieuses préventions à son égard. M. Cha-



puisat, sans s'y arrêter, le laisse clairement sous-entendre. On fera un crime à Dufour d'avoir servi dans l'armée française et soutenu la cause de Napoléon. Mais il y a plus. Absent de Genève depuis de longues années, demeuré étranger aux conflits de la cité, n'ayant pas eu à lutter, comme la plupart de ses concitoyens, contre la domination étrangère, Dufour apportera aux affaires publiques, auxquelles il ne tardera pas à prendre une part active, un esprit aéré, sans passion, dégagé et tout préjugé, incapable de s'abaisser à un intérêt mesquin et qui a gardé de l'aventure napoléonienne l'habitude de concevoir hardiment et de mesurer avec clairvoyance les hommes et les choses. Si, dès 1819, il siège au Conseil représentatif, si à tout instant on fait appel à ses compétences d'ingénieur et d'urbaniste, on le sent néanmoins quelque peu dépaysé dans le cadre étroit de cette vie locale. En tout cas il n'y jouera pas le rôle politique pour lequel ses capacités et ses talents auraient dû le désigner, semble-t-il. C'est que Dufour n'a ni l'âme partisane, ni l'esprit particulariste qui conviennent à cela. Aussi est-ce bien sur le plan fédéral qu'il faut suivre sa carrière; c'est là qu'il donnera toute sa mesure. Car c'est moins Genève que la Suisse qui l'intéressera toute sa vie. Et ce sentiment si exclusivement « national », qui caractérisera Dufour, ne serait-ce pas encore à la France qu'il le doit, à la France napoléonienne et à sa conception d'état centralisé et unitaire?

Sa manière de comprendre et d'aimer la Suisse est celle d'un homme qui a vécu longtemps à l'étranger et qui continue à la voir du dehors. Car ce qui retient avant tout son attention, c'est le rôle que la Confédération est appelée à jouer dans la politique internationale, l'importance que lui confèrent sa situation géographique et son caractère d'état neutre que lui ont reconnu les puissances au Congrès de Vienne; ce sont les nécessités et les obligations qui en découlent pour elle; bref, ce qui le préoccupe, c'est la destinée historique de la Suisse, en tant que nation placée au centre de l'Europe, plutôt que sa destinée de confédération, c'est à dire d'association d'états distincts, poursuivant des fins et des intérêts particuliers.

Aussi l'absence d'un sentiment national ne manquera-t-elle pas de frapper Dufour. Il le déplore. Et l'on peut dire que sa vie durant, il ne se proposera autre chose que d'en créer un. De l'organisation de l'Ecole d'officiers de Thoune, qui sera appelée à rendre de si grands services, à son attitude de pacificateur dans la guerre du Sonderbund, tous ses efforts, toute son activité procéderont du même dessein et tendront au même but. Aussi personne n'est-il arrivé à incarner plus complètement l'esprit helvétique que Dufour. Alors que ses contemporains, un Fazy à Genève, un Staempfli à Berne, un Escher à Zurich, qui occupèrent une place de premier plan dans notre histoire du XIX<sup>e</sup> siècle, seront genevois, bernois, zuricois avant d'être suisses, et même dans le domaine de la politique fédérale resteront avant tout les représentants de leurs cantons, Dufour lui, sera et restera toujours suisse. De là cette popularité qu'il connut sans restriction dans toute l'étendue de la Confédération et qui est un fait si rare chez nous.

Au lendemain du Sonderbund, ne fut-il pas envoyé au Conseil national par le Seeland bernois? Chaque canton peut à juste titre le revendiquer, car Dufour fut le Suisse par excellence et par là, il est peut-être bien un type unique dans notre histoire.

M. Chapuisat qui nous a donné une étude si suggestive, a droit à notre reconnaissance.

Genève.

Luc Monnier.

*Der schweizerische Zofingerverein 1819—1935.* Im Auftrage des Centralausschusses bearbeitet von Dietrich Barth, Max Burckhardt und Olof Gigon. Kommissionsverlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1935. 224 S.

Neben Ulrich Beringers sehr eingehender Darstellung der Gründungs- und Entwicklungsgeschichte des Zofingervereins (2 Bände, reichend bis 1848) sind ausser Jubiläumsdarstellungen wie z. B. Charles Gilliard's « La Société de Zofingue 1819—1919, cent ans d'histoire nationale » meist nur kürzere Grundrisse oder besondere Sektionsgeschichten verfaßt worden. Um so verdienstvoller ist es, daß sich die drei Bearbeiter zu einer bis zur Gegenwart führenden Gesamtschau vereinigt haben.

Und wenn auch ihr Werk in erster Linie für interne Zwecke der im Gesamtverein heranwachsenden Zofingergeneration und die erhebliche Zahl der Altzofinger gedacht ist, rechtfertigt es sich doch, sie hier in den Blickpunkt einer weiteren Lesergemeinde zu rücken.

Mit anerkennenswertem Geschick haben die drei Bearbeiter ihre Bausteine zusammengefügt. Von reiner Bearbeitung der bei Beringer gründlich genug behandelten Eingangsabschnitte bis 1848 war mit der Entwicklung bis zur Gegenwart ein ständig sich mehrendes, vielfach noch unverwertetes Material aus Sektionsprotokollen, aus dem Zofinger Centralblatt und einer flutartig anschwellenden Korrespondenz zu bewältigen, so daß man hier eher einer Neuschöpfung als einer bloßen Bearbeitung gegenübersteht. Es war daher sehr angezeigt, den größeren Teil des Buches der neueren und neuesten Zeit zu widmen. Wir erfahren daher eingehender im Abschnitt 1893—1908 vom Kampf um ein von allerhand studentischem Auslandsimport (Duellfrage) befreites schweizerisches Studententum und zwischen 1908—1920 von den lebhaften Meinungskämpfen um Individualrecht und um die Mitwirkung der Zofingia zur Lösung sozialer Probleme.

Gerade aus diesen, manchmal sehr einseitig geschauten Darstellungen des für diesen Abschnitt verantwortlich zeichnenden Autors Dietrich Barth wird der mit schweizerischen studentischen Dingen weniger Vertraute eine Fülle von Erkenntnissen gewinnen können, wie sehr eidgenössische oder internationale Tagesfragen, Probleme und Meinungen die schweizerische studierende Jugend zofingerischer Richtung und den hinter ihr stehenden Altzofingerverband lebhaft beschäftigen und beide zu tätiger Mitarbeit zur Lösung von Nöten und Krisen unseres Landes im Laufe der letzten Jahrzehnte angeregt haben und in der Gegenwart sowie der ferneren Zukunft immer wieder zur Revision

des im Zofingerverein ruhenden nationalen Gedankens zu Nutz und Frommen unseres Landes und Volkes nötigen werden.

Eine Tabelle der Centralpräsidenten der Aktiven (seit 1820), der Altzofinger (seit 1875), ein Verzeichnis der Ehrenmitglieder sowie eine, natürlicherweise höchst unvollkommene Liste „bekannter“ Zofinger und endlich eine Anzahl von Bildern verstorbener „Prominenter“ ergänzen das frisch geschriebene Buch, das in seiner Weise uns ein Stück schweizerischer Kultur- und Geistesgeschichte aus einem über hundert Jahre zurückreichenden Zeitraum nahebringt.

Basel.

Albert Matzinger.

HOLENSTEIN, THOMAS, *Geschichte der Konservativen Volkspartei des Kantons St. Gallen 1834—1934*. St. Gallen 1934. 368 S.

Für das im Auftrage der Parteileitung verfaßte umfangreiche Werk war der Autor wohl praedestiniert als anerkannt gewiegter Historiker, wie auch als erfolgreicher kantonaler und eidgenössischer Politiker und Präsident des Kath. Administrationsrates; er konnte bei seiner Arbeit, die nicht nur als Parteigeschichte, sondern auch als ein Stück allgemeiner kantonaler Geschichte zu werten ist, aus reichem Quellenmaterial schöpfen, und sein persönliches Miterleben aus der zweiten Hälfte des behandelten Jahrhunderts umfassend verwerten.

Der Verfasser schildert in lebendigen Bildern die Gründung der jungen Organisation und deren Werdegang bis zur Entfaltung als stärkster kantonaler Partei, die zähen Kämpfe in Sach- und Personenfragen; er charakterisiert in interessanter Weise — Licht und Schatten verteilend — die Staatsmänner, denen in sturmbewegten Zeiten die Leitung des „Schicksalskantons“ anvertraut war. Dabei wird prägnant die Verbundenheit kantonaler und eidgenössischer Politik in ihrer Wechselwirkung hervorgehoben. Es kann in diesem Rahmen nur angedeutet werden, wie ausgehend von den kirchlichen Wirren der Dreißiger Jahre die Gründung der Partei erfolgte, wie sie sich erfolgreich durchsetzte und betätigte bis zur Zeit der Aargauer Klösteraufhebung und des sog. Sonderbundes mit dem Abschluß einer endlichen kantonalen Friedensverfassung von 1861, wie die erneut heftigen parteipolitischen Auseinandersetzungen der Kulturkampfzeit folgten, die zur weitem Verfassungsrevision von 1890 führten, und in der letzten Kampfperiode mit dem Proportionalverfahren ihren vorläufigen Abschluß fanden. Wenn diese Geschichte viele Seiten parteipolitischer Kämpfe und persönlicher Befehdung zwischen den alten historischen Parteien, insbesondere in kirchenpolitischer Hinsicht aufweist, so enthält sie doch auch wieder manch erfreuliches Blatt gemeinsamer versöhnlicher Arbeit und gesunden Fortschritts auf kulturellem und sozialem Gebiet des St. Gallischen Staatswesens. Das Werk zieren die Bildnisse geistlicher und weltlicher prominenter Führer; das sorgfältig angelegte Personen-, Orts- und Sachregister bildet eine willkommene Nachschlagsquelle.

St. Gallen.

Jos. Müller.

### Entgegnung.

Wir erhalten die nachfolgende Zuschrift auf eine Besprechung von Prof. H. Fehr, die auf Seite 400—404 des Jahrganges 1935 dieser Zeitschrift erschienen ist. Prof. Fehr erklärt seinerseits, daß er seiner Besprechung nichts beizufügen habe.

Die Redaktion.

Dans le No. 4 de la 15e année (1935) a paru un compte-rendu signé Hans Fehr sur H. Legras. *Grundriß der schweizerischen Rechtsgeschichte* (p. 400—404).

J'ai, en qualité d'auteur de ce petit livre, quelques observations rectificatives à présenter et je compte sur l'objectivité et l'impartialité de votre périodique pour les porter aussi à la connaissance de vos lecteurs.

Le compte-rendu consacre quatre pages et demi de la Revue à démontrer que ce *précis* (Grundriß) n'est pas une *histoire du Droit Suisse* (Rechtsgeschichte). Par *histoire du Droit*, le critique entend un exposé, complet dans la mesure du possible, réunissant ce que l'on sait sur l'évolution de toutes les branches du Droit en un pays donné à certaines époques. Les ouvrages de Schroeder et de Brunner, ceux de Brissaud correspondent à cette conception du grand exposé général. En Suisse, il faudrait joindre au tome IV de E. Huber dans son *System und Geschichte des schweizerischen Rechts*, la *Verfassungsgeschichte* de A. Heusler pour constituer quelque chose d'approchant. Il manquerait encore tout le Droit Pénal et nous aurions peu de chose sur la Procédure.

C'est faire à ce Précis un très grand honneur que de croire devoir consacrer quatre pages et demi de la *Revue* à démontrer qu'il ne répond pas à l'idéal ainsi posé. C'est la preuve qu'il apporte plus que son titre ne promettait.

Mais un *précis* (Grundriß) n'est pas un *traité*. En 220 pages, on ne présente pas un exposé exhaustif de l'Histoire du Droit en un pays. C'est évident. Un coup d'oeil sur le mince volume suffit, non pas à résoudre, mais à éviter problème et démonstration.

Le point de vue adopté a conduit à formuler des exigences sortant des limites d'un précis dans lequel la place était étroitement mesurée à l'auteur, quelques exemples suffiront:

1<sup>o</sup> L'examen des controverses sur les origines de la Confédération avec bibliographie détaillée et discussion des Chroniques était incompatible avec le plan du précis. Il dépasse peut-être même le cadre de l'histoire du Droit *überhaupt*.

2<sup>o</sup> De longs développements sur l'histoire *économique* étaient exclus. Quoique le compte rendu l'ignore, les variations dans la situation économique sont, sans phrases, souvent prises en considération (cf. p. 23 et ss., p. 63 et ss., p. 94, p. 149, p. 181, p. 183 etc.).

3<sup>o</sup> L'influence du Droit Canonique et des croyances religieuses n'a pas été convenablement notée, dit le compte-rendu: ... Mais le rôle de



l'Eglise dans l'évolution du mariage (p. 174—179) et du contrat consensuel (p. 217), est signalé, ainsi que la prohibition du prêt à intérêt (p. 209).— Le Droit canonique n'est pas le Droit Suisse. — Quant au *religiöses Moment*, à l'influence du sentiment religieux sur la formation des institutions, c'est une question de l'histoire des idées et des croyances que l'auteur d'un grand traité pourrait étudier, mais qu'il aurait aussi le droit d'écarter, comme n'appartenant pas essentiellement au domaine de l'histoire du droit.

J'ai voulu écrire un *précis* d'histoire du Droit Suisse pour les étudiants qui, jusqu'ici, n'ont à leur disposition *aucun* autre livre de cette espèce. Si j'en crois les autres compte-rendus de mon précis, j'ai réussi à leur présenter une vue synthétique de l'évolution juridique en Suisse dans quelques uns au moins de ses aspects principaux. Une telle synthèse, dans l'état actuel des connaissances, ne saurait éviter toute erreur et offre le flanc à bien des critiques. Je n'entreprendrai pas de discuter dans le détail quelles sont parmi celles présentées par le compte-rendu de la Revue celles qui me paraissent justifiées. Mon silence n'est point en tout et partout un acquiescement.

Dans la traduction française que je compte bientôt donner, je me propose d'ajouter un chapitre consacré à l'histoire du Droit Pénal en Suisse.

Peut-être cette réponse en langue française rassurera-t-elle par avance l'auteur du compte-rendu sur le style de la future traduction. Sa critique de l'original allemand prend sur ce point un ton quelque peu ... étonnant. Près de la moitié de l'exposé (pp. 402—403 de la *Revue*) est consacré à cette question de forme. J'ignore ce que Wilhelm Tell penserait des plaisanteries auxquelles se livre l'auteur du compte-rendu, mais elles s'accordent assez mal avec le ton auquel ou est habitué dans la *Revue*. — J'ai publié plusieurs ouvrages à Berlin et même à Berne, en langue allemande, et leur style, souvent loué, n'a jamais été discuté!

Telles sont, Monsieur le Rédacteur, les observations que je serais heureux de voir porter à la connaissance des lecteurs auxquels le compte-rendu de la Revue a donné une idée déformée de mon petit Précis.

Veillez, je vous prie, agréer l'expression de ma meilleure considération.  
Fribourg. H. Legras.